

Braucht Ostdeutschland eine eigene Religionspädagogik?

Es gibt Fragen, die irritieren. Allein die Tatsache, dass sie gestellt werden, reicht aus, um Verunsicherung, Ablehnung oder Erstaunen zu provozieren, weil damit Unbewusstes zur Sprache gebracht wird.

Die hier zu bedenkende Frage gehört in diese Kategorie. Wer sie stellt, muss sich dessen bewusst sein. Deshalb wird es zuerst darum gehen müssen, die Frage an sich zu problematisieren und danach zu suchen, was diese Thematik so irritierend macht.

Eine irritierende Frage

Wie steht es also um eine eigene ostdeutsche Religionspädagogik? Vor allem ostdeutsche Leserinnen und Leser werden die dahinterstehende Problematik in aller Regel nicht als Frage, sondern als Feststellung zur Kenntnis nehmen. Denn im Grunde ist man sich darüber einig, dass vierzig Jahre eigener Geschichte eine eigene religionspädagogische Antwort verlangen. Irritierend wäre hier also lediglich, dass man so etwas überhaupt anfragen müsse, da doch die Sache ganz klar auf der Hand zu liegen scheint.

Westdeutsche Leserinnen und Leser reagieren in aller Regel anders auf so eine Frage. Für sie steckt ja in dieser Fragestellung die unausgesprochene Behauptung, dass bisherige (auch durchaus in der Praxis bewährte) Erkenntnisse religionspädagogischer Theoriebildung als nicht hinreichend für Ostdeutschland erachtet werden, dass man also mit den eigenen religionspädagogischen Antworten im Osten nichts ausrichten könne. Und das ist natürlich im höchsten Maße irritierend.

Die Frage nach einer eigenen ostdeutschen Religionspädagogik weckt also Emotionen, die es schwer machen, sich dieser Problematik in aller Ruhe und Sachlichkeit anzunähern. Trotzdem soll dies im Folgenden versucht werden, wobei gleich im Vorfeld mit Nachdruck darauf verwiesen werden soll, dass es nicht die *eine* Situation in Ostdeutschland gibt, so wie ja auch die west-

deutsche religionspädagogische Situation alles andere als homogen ist. Trotzdem jedoch gibt es durchgehende Linien, die für die ostdeutschen Bundesländer insgesamt gelten, auch wenn es im Detail immer wieder regionale Besonderheiten gibt.

Der „Sonderfall“ Ostdeutschland

Gesamtgesellschaftlich von herausragender Bedeutung ist die Tatsache, dass Ostdeutschland im Blick auf die Konfessionszugehörigkeit ein „Sonderfall“ ist. Bereits kurz vor der Wende hatte der marxistische Gesellschaftswissenschaftlicher Klohr eine Kirchenstudie fertig gestellt und darin mit unverhohlener Genugtuung vom „Sonderfall“ DDR gesprochen, denn „in keinem anderen Land der Welt (soweit uns bekannt) ist der Säkularisierungsprozess und damit der Rückgang religiösen Glaubens und der Kirchenzugehörigkeit so weit fortgeschritten wie in der DDR“¹. Dieser religionspädagogisch äußerst bedeutsame Gesichtspunkt wird auch von der Europäischen Wertestudie vom Beginn der 90er Jahre gestützt.² Inzwischen hat sich dieser Trend weiter fortgesetzt. Hoffnungen, es könnte zu einer Umkehrung dieser Entwicklung kommen, haben sich nicht erfüllt.

Man muss also davon ausgehen, dass fast 75% der Bevölkerung in Ostdeutschland keiner Kirche angehören. Die Konfessionslosigkeit „stellt auch 10 Jahre nach der Wende so etwas wie ein stabiles gesellschaftliches Milieu dar, das ziemlich unangefochten in sich selbst ruht und keine Anstalten zeigt, sich für das Anliegen des christlichen Glaubens zu öffnen“³. Hinsichtlich der Konfessionslosigkeit könnte man geradezu von einer Konstante sprechen, die sich trotz aller rasanter Veränderungen im Zuge der Wiedervereinigung Deutschlands durchgehalten hat. Wenn auch vieles andere auf den Prüfstand musste, die Konfessionslosigkeit wurde davon nicht berührt. Hier liegt geradezu ein Stück geschichtliche Identität, die in anderen Bereichen abgeschnitten wurde.

¹ Kollektiv der Forschungsgruppe Religionswissenschaft der Hochschule für Seefahrt Warnemünde-Wustrow, Leitung: Prof. Dr. phil. Habil Olof Klohr, Prognose 2000. – Kirchenstudie 1989 – (Forschungsbericht 50), Rostock-Warnemünde 1989, S. 19.

² Vgl. Paul M. Zulehner/ Hermann Denz, *Wie Europa lebt und glaubt. Europäische Wertestudie*, Düsseldorf 1993.

³ Wolf Krötke, Religion und Weltanschauung im postsozialistischen Kontext, in: *Materialdienst der EZW* 11/2000, S. 379-384, 379.

Atheismus als Massenphänomen

Dies ist religionspädagogisch auch deshalb von herausragender Bedeutung, weil dadurch in großem Maße Argumentationsmuster des so genannten wissenschaftlichen Atheismus transportiert werden. Zwar ist der kirchenfeindliche Ton insgesamt zurückgegangen, auch die ideologischen Parolen der marxistisch-leninistischen Dialektik sind in Vergessenheit geraten, aber die Vorstellung, dass Religion „unwissenschaftlich“ und deshalb in höchsten Maße überholt sei, hält sich geradezu eisern. Eine Folge davon ist, dass man sich eine Verbindung von Religion mit den alltäglichen Lebensvollzügen schlechterdings nicht vorstellen kann. Deshalb bleibt an dieser Stelle eine große Distanz. Hier liegt auch ein Grund dafür, dass die zu Beginn der 90er Jahre geäußerte Befürchtung, die Ostdeutschen könnten scharenweise in die Fänge von Sekten geraten, nicht eingetreten ist.

Dieses Milieu des „massenhaften Gewohnheitsatheismus“⁴ ist also immer mit zu denken, wenn man sich über religionspädagogische Ansätze in Ostdeutschland verständigen will. Allerdings sollte man dabei im Blick haben, dass die Konfessionslosen keineswegs eine homogene Gruppe sind. Auch hier gibt es unterschiedliche Ansätze und Auffassungen, die differenziert bedacht werden müssen, wenn man dem Phänomen „Konfessionslosigkeit“ in Ostdeutschland gerecht werden will.⁵

Die Lebenswirklichkeit der Menschen möglichst genau in den Blick zu nehmen, ist unerlässlich. Und in der Einstellung zu Kirche und Religion liegen unübersehbare Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland. Entkirchlichung gibt es auch in der alten Bundesrepublik, aber der Atheismus im Osten speist sich aus anderen historischen Quellen.

Auf dem Hintergrund dieser gesamtgesellschaftlichen Situation in Bezug auf Kirche und Religion in Ostdeutschland möchte ich nun versuchen, die einzelnen „Orte religiösen, christlichen und kirchlichen Lernens“⁶ in den Blick zu nehmen und sie auf ihre besonderen ostdeutschen Gegebenheiten hin zu reflektieren. Ich beginne dabei mit dem Lernort Schule, weil sich hier in religionspädagogischer Sicht die bedeutsamsten Veränderungen seit der Wende ergeben haben.

⁴ Krötke, a.a.O., S. 381.

⁵ Vgl. dazu die Ausführungen von Helmut Zeddies, Konfessionslosigkeit im Osten Deutschlands. Merkmale und Deutungsversuche einer folgenreichen Entwicklung, in PTh 91(2002), S. 150-167.

⁶ Christian Grethlein, Religionspädagogik. Berlin, New York 1998, S. 307.

Die Schule

In der Regel verbringen alle Menschen einen großen Teil ihrer Zeit in der Institution Schule. Dem Phänomen des Religiösen begegnen sie dort meistens im Ethik- und Religionsunterricht (so sie denn eingerichtet sind⁷). Dabei hat der Religionsunterricht in Ostdeutschland nicht immer einen leichten Stand. Denn trotz aller Neuerungen muss man ein hohes Maß an Kontinuität zur DDR-Schule konstatieren. Eine kritische Reflexion der DDR-Volksbildung ist bisher nicht erfolgt, so dass Altgewohntes tradiert wird, wozu auch die Vorurteile gegenüber Kirche und Glauben gehören.⁸ Besonders gravierend ist hier das personale Moment. Mehr als drei Viertel aller Lehrerinnen und Lehrer haben auch vor der Wende ihren Beruf ausgeübt. Bekanntermaßen wurde damals eine klare Distanzierung gegenüber Kirche und Religion gefordert. Die Lehrerinnen und Lehrer hatten die Aufgabe, in ihrer pädagogischen Funktion den Atheismus als einzige „wissenschaftliche Weltanschauung“ zu propagieren. Daraufhin wurden sie geschult, hier sollten sie propagandistisch tätig werden, und das hat unübersehbare Folgen in ihnen selbst hinterlassen. Auch heute wird deshalb von vielen Lehrerinnen und Lehrern Religion lediglich als einzig und allein im privaten Sektor zu dulndendes Phänomen verstanden, das in der Schule nichts zu suchen habe. Ebenso tradiert werden alte pädagogische Muster im Verhältnis von Lehrenden und Lernenden.

Nach einer Phase der starken Verunsicherung greift nun wieder eine restaurative Stimmung um sich nach dem Motto „Alles war in der DDR auch nicht schlecht“. Gestützt wird das durch das schlechte Abschneiden deutscher Schülerinnen und Schüler in der PISA-Studie, so dass zum Beispiel in der Grundschule gesagt wird: „Kein Wunder, wenn unsere Schüler nicht mehr lesen und rechnen können, wo doch so viel Unterrichtszeit für Sachkunde und Religionsunterricht verschwendet wird“.

In den ostdeutschen Schulen ist die Suche nach Anknüpfungspunkten für einen Dialog, der das in aller Regel vorhandene antireligiöse Klima verbessern helfen kann und umfassende Hilfestellungen für die Lehrkräfte bietet, dringend erforderlich. Religionspädagogisches Nachdenken wird sich dabei

⁷ Zum momentanen Stand bei der Erteilung des Religionsunterrichts in Ostdeutschland vgl. Michael Domsgen, Große Unterschiede. Wie in Ostdeutschland das Fach Religion unterrichtet wird, in: *Zeitzeichen* 4/2002, S.15-17, sowie: Religionsan den Schulen Ostdeutschlands – ein zehnjähriges Novum, in: *PTh* 91(2002), S. 429-444.

⁸ Vgl. ausführlicher dazu: Michael Domsgen, *Religionsunterricht in Ostdeutschland. Die Einführung des evangelischen Religionsunterrichts als religionspädagogisches Problem*, Leipzig 1998, S. 479ff.

keineswegs auf das Fach Religion beschränken dürfen, sondern muss den gesamten Lernort Schule im Blick haben. Nur wenn es gelingt, die Schule in ihrer Gesamtheit zu verändern, wird auch der Religionsunterricht eine Chance haben können.

In dieser Hinsicht sind die in der Expertise formulierten Vorschläge zur Bildung einer Fächergruppe durchaus begrüßenswert. Sie nehmen Bezug auf die Denkschrift der EKD „Identität und Verständigung“ und korrespondieren mit den Überlegungen der beiden Tübinger Religionspädagogen Karl-Ernst Nipkow⁹ und Friedrich Schweitzer¹⁰, von denen ersterer ja auch Mitglied der Kommission zur Erarbeitung der Expertise in Sachsen-Anhalt war. Die Vorzüge einer Fächergruppe sind unverkennbar: Zum einen wird die ökumenische Kooperation gestärkt, weil die Religionsgemeinschaften wirklich zusammenarbeiten müssen. Zum anderen wird der Religionsunterricht insgesamt stärker beachtet, da er im gesamten Schulalltag deutlicher profiliert wird.

Allerdings muss an dieser Stelle auch auf eine mögliche Gefahr hingewiesen werden, die in den Überlegungen zur Fächergruppe steckt und sich auch schon in der Expertise andeutet. Wenn Religion in der Fächergruppe unterrichtet wird, könnte das zu einer unstatthaften Funktionalisierung von Religion führen, indem sie auf ihren ethischen Gehalt reduziert wird. Religion wäre dann nicht mehr als eigenständig pädagogisch relevante Praxis von Bedeutung¹¹, sondern nur noch in ihrem ethischen Gehalt. Tendenzen in diese Richtung lassen sich bereits beobachten, wenn Verantwortliche in Schule und Politik den Religionsunterricht unter Hinweis auf den Verlust von ethischen Werten zu legitimieren versuchen (z. B. beim Thema Gewalt). Hier besteht die Gefahr, dass das Eigengewicht von Religion verloren geht und Religion als eigene bildungstheoretisch relevante Größe nicht mehr gerechtfertigt wird.

Diese äußerst problematische Engführung muss bei allem Nachdenken über eine Fächergruppe im Hintergrund sein. Für Ostdeutschland im besonderen

⁹ Vgl. Karl Ernst Nipkow, Der Weg der Fächergruppe mit einem dialogorientierten, mehrseitig kooperierenden evangelischen Religionsunterricht, in: Wolfram Weiße (Hg.), Wahrheit und Dialog. Theologische Grundlage und Impulse gegenwärtiger Religionspädagogik, Münster, New York, Berlin 2002, S. 89-106.

¹⁰ Friedrich Schweitzer beleuchtet die Perspektive der Kinder bei einem konfessionell-kooperativen Religionsunterricht. Vgl. Ders., Konfessionell-kooperativer Religionsunterricht: Die Perspektive der Kinder, in: Wolfram Weiße (Hg.), a.a.O., S. 107-119.

¹¹ Auf die pädagogisch relevante Praxis von Religion weist Dietrich Benner in seinen „Thesen zur Bedeutung der Religion für die Bildung“ hin. Vgl. Ders., Studien zur Theorie der Erziehung und Bildung. Pädagogik als Wissenschaft, Handlungstheorie und Reformpraxis, Band 2, Weinheim, München 1995, S. 179ff.

ist es entscheidend, dass es gelingt, den unverzichtbaren Gehalt von Religion für die Bildung herauszustellen. Dabei kann es keineswegs nur um ein einzelnes Fach gehen. Religion ist als Dimension des Lernens und Lebens deutlich zu profilieren.

Eine besondere Bedeutung in dieser Hinsicht haben zweifellos die Evangelischen Schulen.¹² Gerade in Ostdeutschland gibt es ja einen ungebrochenen Trend zur Gründung solcher Schulen. Religionspädagogisch sind sie von großem Gewicht, weil hier exemplarisch deutlich werden kann, was es bedeutet, wenn Religion das Lernen und Leben am Lernort Schule durchwaltet.

Hält man sich dann noch vor Augen, dass diese Schulen in kirchlicher und christlicher Trägerschaft fast ausnahmslos weitaus mehr Anmeldungen von Schülerinnen und Schülern zu verzeichnen haben, als sie dann auch aufnehmen können, wird vollends deutlich, dass die Kirchen hier angesichts der schwierigen Situation innerhalb der schulischen Landschaft einen diakonischen Auftrag in der Gesellschaft wahrzunehmen haben.

Die Gemeinde

Gemessen an der Gesamtbevölkerungszahl sind es im Vergleich mit dem Lernort Schule nur wenige, die mit der Gemeinde als Lernort in Berührung kommen. Trotzdem jedoch ist die Gemeinde religionspädagogisch äußerst bedeutsam. „Sie ist der institutionalisierte Ort christlicher Praxis ... und insofern für christliche Bildung, Erziehung und Sozialisation in der gegenwärtigen Situation von grundlegender Bedeutung.“¹³

Aber auch die Gemeinden stehen in Ostdeutschland vor tiefgreifenden Veränderungen. Die Kirchen sind nicht nur eine Minderheitenkirche. In höchstem Maße problematisch ist vor allem die Tatsache, dass die Gemeinden in überdurchschnittlichem Maße aus alten und älteren Gemeindegliedern bestehen. Durch die Abwanderung vor allem junger Familien in die so genannten alten Bundesländer, wo Aussicht auf gute Arbeitsmöglichkeiten besteht, wird diese Entwicklung noch verstärkt. In der mecklenburgischen Kirche beispielsweise sind fast die Hälfte der Kirchenmitglieder 60 Jahre und

¹² Vgl. Martin Schreiner, *Im Spielraum der Freiheit. Evangelische Schulen als Lernorte christlicher Verantwortung*, München 1996; Christoph Th. Scheilke, Martin Schreiner (Hg.), *Handbuch Evangelische Schulen*, Gütersloh 1999.

¹³ Grethlein, a.a.O., S. 311.

älter.¹⁴ Daraus ergeben sich enorme finanzielle Schwierigkeiten. So sind in der Kirchenprovinz Sachsen nur 20% der Mitglieder kirchensteuerpflichtig. 80% können nicht zur Kirchensteuer herangezogen werden (wegen Arbeitslosigkeit, Alters oder Berufsausbildung). Vergegenwärtigt man sich dann noch, dass ohnehin nur 20 bis 25% der Bevölkerung in der Kirche sind, wird die Dramatik dieser Entwicklung besonders deutlich.

Die Kirchen stecken in einer „Zwangslage bisher nicht gekannten Ausmaßes“¹⁵ und müssen ihre Aufgaben neu ordnen und reflektieren.

Davon betroffen sind auch die gemeindepädagogischen Aktivitäten. Hier liegt ein besonderer Schwerpunkt in der Christenlehre, die Kinder der Klassen 1 bis 6 im Blick hat. Historisch gesehen ist die Christenlehre ganz klar aus einer Notsituation heraus geboren worden. Da der Religionsunterricht in den Schulen nicht mehr erteilt werden konnte, musste die Kirche die christliche Unterweisung ihrer Kinder selbst in die Hand nehmen. Im Nachhinein wurde jedoch deutlich, dass das genuin gemeindliche pädagogische Handeln keineswegs beliebig ist, sondern unverzichtbarer Bestandteil kirchlichen Tuns.

Diese Erkenntnis führte nach der Wende zu heftigen Diskussionen bezüglich der Zukunft der Christenlehre. Mittlerweile ist deutlich geworden, dass die Christenlehre als gemeindepädagogisches Angebot für die Kinder der Klassen 1 bis 6 beibehalten werden soll, aber modifiziert werden muss. Bei der Frage der Transformation der Christenlehre könnten Überlegungen hilfreich sein, die in Westdeutschland unter den Stichworten KU 3 und KU 4¹⁶ eingebracht wurden. Hier wird der Konfirmandenunterricht, der üblicherweise in den Klassenstufen 7 oder 8 stattfindet, vorgezogen in die Klassen 3 oder 4. Gut verdeutlicht wird dadurch der prozessuale Charakter gemeindlichen Handelns. Dies korrespondiert mit dem Konzept des konfirmierenden Handelns, das bereits 1973 vom Facharbeitskreis Konfirmation beim Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR vorgestellt und das auch im Rahmenplan für die kirchliche Arbeit mit Kindern und Jugendlichen von 1977 Eingang fand. Eine Vergegenwärtigung dieser wichtigen Gedanken ist dringend erforderlich, weil es dadurch auch zu einer Verzahnung von Erwachsenen- und Kinderbildung kommen kann. Beim Konzept von KU 3 und KU 4 sind

¹⁴ Zu den Zahlenangaben vgl. dazu und im Folgenden: Helmut Zeddies, Die Kirchen in den neuen Bundesländern: Minderheit mit Zukunft, in: Materialdienst der EZW 11/2000, S. 384-389, 385.

¹⁵ Zeddies, Die Kirche in den neuen Bundesländern (Anm. 14), S. 386.

¹⁶ Vgl. Michael Meyer-Blanck, Lena Kuhl, Konfirmandenunterricht mit 9/10jährigen, Göttingen 1994, S. 19-21.

es ja zum großen Teil die Eltern selbst, die den Konfirmandenunterricht inhaltlich gestalten. Hier liegt die große Stärke dieses Ansatzes.

Die entscheidende Frage für die nächsten Jahre im gemeindepädagogischen Bereich wird sein, ob es gelingt, die Verbindung zur Familie als dem primären Sozialisationsraum eines jeden Einzelnen wiederherzustellen.

Diese Aufgabe steht für Ost und West gleichermaßen an. In Ostdeutschland ergeben sich besondere Herausforderungen nicht nur aufgrund der bereits geschilderten Probleme einer Kirche mit großen finanziellen Sorgen inmitten einer entkirchlichten Gesellschaft, sondern auch durch Besonderheiten im familiären Bereich, auf die ich nun zu sprechen kommen möchte.

Die Familie

Nach wie vor ist die Familie „für die meisten Menschen die wichtigste Sozialisationsinstanz, auch in religiöser, christlicher und kirchlicher Hinsicht“¹⁷. Ihre Bedeutung ist äußerst hoch zu veranschlagen. Weder der Religionsunterricht in der Schule noch die Angebote im gemeindepädagogischen Bereich sind in der Lage, das in der Familie Versäumte aufzuholen. Deshalb ist es unverzichtbar, sich diesem Bereich in den nächsten Jahren mit größter Sorgfalt zu widmen.

Bei allem Wandel der privaten Lebensformen, die oftmals mit den Stichworten Pluralisierung und Individualisierung zu umschreiben versucht werden, bleibt die Familie die wichtigste Lebensform. Fast 80% der Einwohner Deutschlands lebt in Familienhaushalten¹⁸. Auffällig im Osten ist, dass trotz des starken Aufschubs seit der Wiedervereinigung biographisch immer noch deutlich früher eine Familie gegründet wird. Außerdem leben mehr ostdeutsche Paare – vor allem zu Beginn der Elternschaft – unverheiratet zusammen. Dies bedeutet, dass anfangs vier von zehn Kleinkindern bei unverheirateten Müttern und Vätern aufwachsen. Dieser Anteil verringert sich jedoch mit steigendem Kindesalter wieder, weil viele Elternpaare heiraten oder die Kinder einen Stiefvater oder – weitaus seltener – eine Stiefmutter bekommen. Insgesamt gesehen ist der Anteil der Alleinerziehenden und unverheirateten Paare mit Kindern im Osten Deutschlands (28%) höher als im Westen (19%).

¹⁷ Grethlein, a.a.O., S. 311.

¹⁸ Vgl. zu den Zahlen und im folgenden: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.), Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familiendemografische Entwicklung in Deutschland, Berlin 2001, S. 15ff.

Weniger als ein Fünftel der Sechs- bis Neunjährigen hat keine Geschwister im Haushalt. Im Osten haben die Kinder insgesamt weniger Geschwister als im Westen. Unter den Sechs- bis Neunjährigen sind ungefähr ein Drittel Einzelkinder.¹⁹

Auffällig ist, dass ostdeutsche Kinder weitaus häufiger als die Kinder im Westen eine vollzeit erwerbstätige Mutter haben. Unter den 6- bis 17jährigen Kindern betrifft das 59% (gegenüber 18% im alten Bundesgebiet).²⁰

Diese familiären Wandlungsprozesse sind bisher unter religionspädagogischer Perspektive viel zu wenig beachtet worden. Die Familie ist auch in religiöser Hinsicht die primäre Sozialisationsinstanz. Deshalb wird es verstärkt darum gehen müssen, die Familien zu fördern, „ihre Lebensvollzüge umfassender und zureichender zu verstehen als dies ohne christliche Deutungsmuster möglich ist“²¹.

Traditionell von hoher Bedeutung sind hier die Kasualien. Hier ließen sich Brücken schlagen. Problematisch in Ostdeutschland ist dabei jedoch, dass die Zahl der in Anspruch genommenen Rituale sinkt bzw. auf sehr niedrigem Niveau verharrt. Das verwundert auch nicht, wenn man sich die eben genannten Zahlen in Erinnerung ruft. Wenn sich ein Paar nicht zur Ehe entschieden hat, wird die kirchliche Trauung keine Brücke schlagen können zwischen christlichem Glauben und den alltäglichen Lebensvollzügen. Wichtig wären hier niederschwellige Angebote wie Mutter-Kind-Gruppen oder sogenannte Senfkorn Gottesdienste, die besonders auf Kinder im Krabbelalter zugeschnitten sind.²² Interessant ist hier auch ein Angebot der katholischen Kirche in Erfurt, die zu Segnungsgottesdiensten am Valentinstag einlädt.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass sich Kirche darum bemühen muss, familienstützend zu wirken. Denn auffällig ist, dass es eine signifikante Nähe

¹⁹ An diesem Punkt ist eine Umkehrung im Verhältnis zwischen Ost und West zu verzeichnen. Lag zu Beginn der 90er Jahre der Anteil der Zwei-, Drei-, und Mehr-Kinder-Familien im Osten über dem im Westen, so hat sich dies aufgrund des dramatischen Geburtenrückgangs inzwischen umgekehrt.

²⁰ Dieser Trend hat sich durchgehalten. Zu den genauen Einstellungsmustern, die Anfang der 90er Jahre erhoben wurden vgl. Hans Bertram (Hg.), Die Familie in den neuen Bundesländern. Stabilität und Wandel in der gesellschaftlichen Umbruchsituation, Opladen 1992.

²¹ Grethlein, a.a.O., S. 340.

²² Hier gibt es viele gute Erfahrungen vor allem in westlichen Kirchengemeinden, die diesem Aufgabenbereich in aller Regel große Aufmerksamkeit gewidmet haben und widmen. Zu Modellen und Anregungen vgl. z.B. Monika Hofmann, Veronika Kress, Gabriele Siegel, „Mama, es glückt!“ Wie Eltern mit ihren kleinen Kindern Gottesdienst feiern, Tips und Modelle, München 1996.

gibt zwischen eigener religiöser Praxis und dem Erleben, Vater und Mutter zu sein. Alle empirischen Untersuchungen weisen deutlich darauf hin.

Wie wichtig religionspädagogische Bemühungen im Hinblick auf die Familie sind, zeigt auch ein Blick auf die Fähigkeit zur Weitergabe der eigenen Konfession. In Ostdeutschland „bewahrten von den katholisch Erzogenen ... 63 Prozent ihre Herkunftsreligion und von den Evangelischen sogar nur 53 Prozent, während die, die nicht christlich erzogen wurden, zu 95 Prozent konfessionslos blieben“²³. Die Konstanz der Konfessionslosigkeit überrascht nicht, weil die meisten Eltern und Großeltern von heute nicht mehr religiös sozialisiert wurden und niemals Kontakt zu Kirche und Religion hatten. Dass nur reichlich die Hälfte aller evangelisch und katholisch Erzogenen ihre Herkunftsreligion bewahrten, weist darauf hin, wie schwierig es ist, im allgemeinen Klima des „massenhaften Gewohnheitsatheismus“ den eigenen Glauben zu tradieren.

Hier brauchen die Familien also Unterstützung. Deutlich ist, dass die sozialen Verhältnisse die religiöse Praxis prägen. Religionspädagogisch unerlässlich ist es deshalb, „auf mögliche Verbindungen zwischen religionspädagogischen Angeboten und unspezifisch alltagspraktischen Vollzügen aufmerksam zu machen“²⁴.

Zu beachten ist dabei, dass Kinder, Jugendliche und Erwachsene in ihren Anschauungen zu einem großen Teil von dem geprägt werden, was sie im Fernsehen und Radio sehen und hören. Deshalb möchte ich nun noch kurz auf die elektronischen Medien zu sprechen kommen.

Die Medien

Ohne die elektronischen Massenmedien ist heutiges Leben kaum noch vorstellbar. Bis auf wenige Ausnahmen finden sich in allen Haushalten Radio und Fernseher. Während Radio meistens bei beruflichen Tätigkeiten gehört

²³ Helmut Hanisch, Detlef Pollack, Religion – ein neues Schulfach. Eine empirische Untersuchung zum religiösen Umfeld und zur Akzeptanz des Religionsunterrichts aus der Sicht von Schülerinnen und Schülern in den neuen Bundesländern, Stuttgart, Leipzig 1997, S. 20. „Das heißt, im Osten ist die Wahrscheinlichkeit, dass konfessionslose Eltern ihre weltanschauliche Einstellung auf ihre Kinder übertragen, in etwa so hoch wie die Wahrscheinlichkeit im Westen Deutschlands, dass christliche Eltern ihre konfessionelle Bindung an ihre Kinder weitergeben. Sie liegt bei über 85 Prozent. Umgekehrt entspricht die Übertragungswahrscheinlichkeit der Entscheidung über die Konfessionszugehörigkeit bei den Konfessionslosen im Westen in etwa der der Konfessionsangehörigen im Osten.“ (S. 20f.)

²⁴ Grethlein, a.a.O., S. 310 (im Original kursiv).

wird, ist das Fernsehen „das am meisten die Freizeit prägende Massenmedium“²⁵. Zur Nutzung dieses Mediums sind keine besonderen Fähigkeiten (wie z. B. das Lesen beim Buch) nötig. Deshalb verbringen bereits kleine Kinder einen nicht geringen Teil ihrer Zeit vor dem Fernseher. Die Zielgruppe der 2- bis 4jährigen ist den Fernsehanbietern deutlich im Blick. Sendungen, wie z. B. die „Tele-Tubbies“ belegen das klar.

Die meiste Zeit verbringen allerdings die 65jährigen und Älteren vor dem Fernseher, während die 14-19jährigen am wenigsten fern sehen. Auffällig bei allen statistischen Befunden ist dabei, dass in Ostdeutschland deutlich mehr fern gesehen wird als in Westdeutschland. Ebenso signifikant ist, dass sich die öffentlich-rechtlichen Anbieter in Ostdeutschland nicht so großer Beliebtheit erfreuen wie im alten Bundesgebiet. Zwar haben die privaten Anbieter die öffentlich-rechtlichen Anstalten in ganz Deutschland bezüglich der Einschaltdauer überholt, trotzdem jedoch ist die „Tendenz zu den mehr – vorsichtig formuliert – leichtere Unterhaltung anbietenden Privatsendern ... in Ostdeutschland noch stärker ausgeprägt“²⁶.

Hält man sich dann noch vor Augen, dass ein Schulanfänger ca. 3.000 und ein Jugendlicher im 7. Schuljahr ungefähr 12.000 Stunden vor dem Fernseher verbracht hat²⁷, wird deutlich, dass diesem Medium in Zukunft größte Aufmerksamkeit zu widmen ist, da hier Prägungen geschehen, die auch religionspädagogisch äußerst bedeutsam sind.

Auf zwei Dinge soll kurz hingewiesen werden. Zum einen: Spirituelles Leben braucht nach herkömmlicher Auffassung „Zeit und Ruhe ... sowie Bezug zu Vergangenen“. Da im Fernsehen immer mehr in immer kürzerer Zeit dem Zuschauer zugemutet wird, werden diese Dinge „dadurch nicht gefördert, sondern behindert“²⁸. Zum anderen: Durch das Fernsehen haben Menschen unterschiedlichen Alters „Zugang zu denselben Informationen. Damit verliert auch die Bedeutung von Familie an Gewicht, insofern die

²⁵ Grethlein, a.a.O., S. 365 (im Original kursiv). Auch im folgenden beziehe ich mich auf Grethlein.

²⁶ Grethlein, a.a.O., S. 366.

²⁷ Darauf weisen die römisch-katholischen Bischöfe hin. Vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Die bildende Kraft des Religionsunterrichts. Zur Konfessionalität des katholischen Religionsunterrichts, Bonn 1996, 14. Man geht davon aus, dass ein Jugendlicher in der 7. Klasse ca. 11.000 Schulstunden absolviert hat, aber ca. 12.000 Stunden vor dem Fernseher verbracht hat.

²⁸ Grethlein, a.a.O., S. 369.

Menschen eine Vielzahl von Informationen mit anderen Menschen außerhalb ihrer Familie teilen²⁹.

Das Fernsehen wirkt bewusstseinsprägend. Deshalb müssen die Medien mehr in das Blickfeld religionspädagogischen Nachdenkens rücken. Stärker als bisher müssen die moralpädagogischen Programme, zu denen die Fernsehserien gehören, beachtet werden. Hier werden ethisch-religiöse Normen tradiert, an die angeknüpft werden muss. Dies ist für Ostdeutschland um so wichtiger, da in den Familien selbst die religiöse Praxis kaum noch anzutreffen ist. So geschieht es, dass nichtgetaufte Kinder zuerst im Fernsehen von Gott erfahren, weil die primären Bezugspersonen keinerlei religiöse Praxis mehr ausüben und dem Gegenstand überhaupt äußerst distanziert gegenüber stehen.³⁰ Aber auch für getaufte Kinder stellt das Fernsehen eine beachtenswerte Informationsquelle in Sachen Religion dar.

Kinder und Jugendliche nehmen in den elektronischen Medien eine Form von Religion wahr, die nicht kirchlich bestimmt ist. Diese „Schlüsselrolle“³¹ elektronischer Medien muss unbedingt näher in das Blickfeld rücken.

Kurz angesprochen werden soll noch die Gewaltproblematik. In dieser Richtung ist in den letzten Jahren viel geforscht worden. Auch wenn die Rezeptionsprozesse wesentlich komplizierter verlaufen und es viel zu kurz greifen würde, die Medien allein für die Gewaltbereitschaft unter Jugendlichen verantwortlich zu machen, so sollte dieses Problem durchaus im Blick

²⁹ Grethlein, a.a.O., S. 373. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass „das Fernsehen den ‚Schweigeanteil‘ im familiären Zusammenleben‘ erheblich erhöhen kann. In Familien mit starkem Fernsehkonsum kommt es seltener zu ‚kommunikativen Lösungen anstehender Familienprobleme‘“ (ebd.).

³⁰ Hanisch und Pollack haben in ihrer Studie die Frage untersucht, durch wen die Schülerinnen und Schüler von Gott gehört haben. Sie stellten fest, dass das Fernsehen dabei eine große Rolle spielt. Die Eltern waren bei den Nichtgetauften nicht mehr die primäre Bezugsgröße in dieser Frage. „Gefragt danach, von wem sie von Gott gehört haben, geben die nichtgetauften Religions-schülerinnen und -schüler etwas häufiger ihre Großeltern (43 Prozent) als ihre Eltern (42 Prozent) an ... Noch häufiger nennen sie andere Personen, von denen sie von Gott gehört haben (52 Prozent). Und am häufigsten geben sie das Fernsehen an (58 Prozent)“ (Dies., a.a.O., S. 39f). Bei den getauften Kindern ist das anders, aber auch dort geben immerhin noch 37 Prozent an, sie hätten aus dem Fernsehen von Gott erfahren. Davor stehen der Pfarrer (79 Prozent), die Eltern (68 Prozent), die Großeltern (56 Prozent) und andere Personen (48 Prozent). Auffällig ist, dass Gott im Gespräch mit Gleichaltrigen kaum eine Rolle spielt. Das gilt sowohl für die Getauften wie für die Ungetauften. Nur 32% sagten, sie hätten durch Freundinnen und Freunde etwas von Gott gehört. Zu beachten sind dabei die regionalen Unterschiede. In Leipzig steht das Fernsehen als Informationsquelle in Sachen Religion an erster Stelle, in Auerbach an letzter. Vgl. Hanisch/ Pollack, a.a.O., S. 109.

³¹ Hanisch/ Pollack, a.a.O., S. 40.

sein. Hier sind Aufarbeitungen in den anderen Lernorten unerlässlich.³² Schule, Gemeinde und Familie müssen dabei gleichermaßen berücksichtigt werden.

Zusammenfassung

Braucht Ostdeutschland eine eigene Religionspädagogik? Ja! Aber es kann keine Religionspädagogik in Abgrenzung zur westdeutschen Diskussion sein, sondern nur in Aufnahme der dabei gewonnenen Erkenntnisse und Lösungswege. Es gibt viele Probleme, die Ost- und Westdeutschland gemeinsam haben. Die einzelnen Problemstellungen wie sie beispielsweise mit den Stichworten „Entkirchlichung“ oder „naturwissenschaftliches Weltbild“ bezeichnet werden, sind im alten Bundesgebiet genauso zu finden. Das ist gar keine Frage. Schon die parallel eingerichteten Strukturen haben das ihre dazu beigetragen, auch die damit verbundenen Problemstellungen zu transportieren. Auf der anderen Seite ist das Zusammenspiel der Problemstellungen einzigartig. Die Mischung der einzelnen Problemlagen lässt die Herausforderung durchaus besonders werden. Zudem sind die ostdeutschen Konstellationen aufgrund der speziellen geschichtlichen Prägung von einer besonderen Qualität.

Die Notwendigkeit einer Religionspädagogik für Ostdeutschland ergibt sich sowohl unter pädagogischen wie theologisch-ekklesiologischen Gesichtspunkten. Pädagogisch ist es unumstritten, dass von der Lebenswelt der Adressaten religionspädagogischen Handelns ausgegangen werden muss. Da diese – wie in den vorausgegangenen Ausführungen angedeutet – in einigen Punkten ihre spezifische Prägung hat, müssen auch die Antworten darauf in adäquater Weise Bezug nehmen. Was den Lernort Gemeinde betrifft, so ist ekklesiologisch zu bedenken, dass vierzig Jahre einer besonderen Kirchengeschichte zu berücksichtigen sind. Die hier gewonnenen Prägungen sind aufzunehmen, was im gemeindepädagogischen Bereich besonders deutlich wird.

Bei alledem wird es darum gehen müssen, westdeutsche Lösungsvorschläge, die auf ähnliche Probleme reagieren, auf ihre Anwendbarkeit im Osten zu prüfen, zu modifizieren und weiterzuentwickeln. Nur so wird eine eigene ostdeutsche Religionspädagogik Gestalt gewinnen können. Nötig ist sie allemal.

³² Aus der Fülle der Materialien sei auf eine für Ostdeutschland erstellte Studie hingewiesen: Wilfried Schubarth/ Christoph Ackermann, Aggression und Gewalt. 45 Fragen und Projekte zur Gewaltprävention, Dresden 1998.